



(Nachdruck verboten.)

Starke Herzen.

97 Original-Novelle von Reinhold Drtmann.

Mit ſo viel Entſchiedenheit und mit einer ſo vorwegener Zuverſicht hatte Volkmar geſprochen, daß Rüſtows Miene ſich merklich verfinſterte und daß es ſchon um Vieles kälter und gemessener klang, als er ſagte:

„Wenn Sie mich denn durchaus zu einer entſcheidenden Antwort nöthigen wollen, Herr Rechtsanwaltschaft, ſo muß ich bedauern, Ihnen keine Hoffnung auf die Erfüllung Ihrer Wünſche machen zu können. Zunächst iſt meine Niſchte die eigene Herrin ihrer Hand, und meine Einwilligung würde für Sie ziemlich werthlos ſein, ſo lange Sie die ihrige nicht beſitzen. Sodann aber — und Sie dürfen mir das nicht verübeln — nehme ich meine Pflichten gegen die Waiſe, der ich Vater und Mutter zu erſetzen habe, denn doch zu ernſt, um eine Angelegenheit von ſolcher Wichtigkeit ohne lange Ueberlegung abzumachen wie das erſte beſte kleine Geſchäft. Ich ſchätze Sie als einen angenehmen und lebenswürdigen Geſellſchaftler, aber ich habe nicht den Vorzug, Sie näher zu kennen, und bei den ſehr hohen Anſprüchen, die meine Niſchte aus mehr als einem Grunde erheben darf, muß ich — ohne Ihnen damit irgendwie nahe treten zu wollen — befürchten, daß ſelbſt eine vertrautere Bekanntschaft mich nicht zu einer Antwort nach Ihren Wünſchen beſtimmt haben würde.“

„Eine runde Abweiſung alſo? — Sie fragen mich nicht einmal, was ich dem Fräulein zu bieten vermag?“

„Oh, ich zweifle nicht, Herr Doktor, daß Ihre Verhältniſſe —“

„Meine Verhältniſſe ſind die eines vermögensloſen Anwalts ohne Praxis — dieſe offenerzige Deſinition überhebt mich nicht der Nothwendigkeit, des Näheren von ihnen zu reden. Ich biete Ihrer Niſchte keine Millionen, deren ſie ja auch kaum bedarf; aber ich bin in der Lage, ihr außer meiner Perſon etwas zu bieten, das unter Umſtänden mehr werth iſt als Millionen, weil man es nicht für alle Schätze der Welt zu kaufen vermag.“

„Ich verſtehe nicht, Herr Rechtsanwaltschaft, was Sie damit meinen können.“

„So will ich es Ihnen ſagen. Ich wiederhole, daß ich heute ein Anwalt ohne jede nennenswerthe Praxis bin; aber es kommt nur auf mich an, und in drei Wochen, am Tage nach der Verhandlung gegen Martin Ebbinghaus, iſt mein Name als der eines berühmten Mannes in Aller Munde. Denn allem Scharfſinn der Kriminalpolizei und des Unterſuchungsrichters zum Trotz werde ich an dieſem Tage die Welt mit einer ſenſationellen Enthüllung überraschen — wenn es mir beliebt. Mit einer Enthüllung, die mich ohne Zweifel über Nacht zu einem der geſuchteſten Vertheidiger machen würde.“

Langſam und mit ſchwerer, nachdrücklicher Betonung war jedes einzelne Wort von ſeinen Lippen gekommen; unverwandt und durchdringend ruhte ſein Blick auf dem Geſicht des Andern.

Direktor Rüſtow hatte ſich in ſeinen Schreibſeſſel zurückgelohnt und mit nervöſer Haſt begann er die Gläſer ſeines Kneifers zu putzen. In ſeinem Geſicht zuckte und arbeitete es ſeltſam, aber ſeine Stimme hatte doch noch ihren ruhigen und gemessenen Klang, als er ſagte:

„Wenn Sie ſich ſolche Erfolge von ihr verſprechen, ſollten Sie wahrlich nicht zögern, mit Ihrer Enthüllung hervorzutreten. Aber ich vermag beim beſten Willen nicht zu begreifen, welchen Zuſammenhang dies —“

„Mit meiner Bewerbung um Fräulein Hilde hat? — O doch, Herr Direktor, Sie begreifen es ſehr wohl. Denn Fräulein Hilde iſt an meiner Enthüllung in hohem Maße intereſſirt, und Sie wiſſen, warum ſie es iſt. Sie und ich, wir Beide ſind ja bis zu dieſem Augenblick die einzigen Menſchen, die den wirklichen Brandſtifter kennen.“

Wie von einer Feder emporgeſchnellt, fuhr Rüſtow auf.

„Herr — wenn ich nicht zu Ihren Gunſten annähme, daß Sie den Verſtand verloren haben —“

Herbert Volkmar war ruhig ſitzen geblieben, und ſeine Mundwinkel verzogen ſich zu einem überlegenen Lächeln.

„Laſſen Sie uns lieber annehmen, daß ich mich im ungewöhnlichen Vollbeſitz meiner geiſtigen Fähigkeiten befinde und laſſen Sie uns auf Grund dieſer Annahme ohne alle unnütze Exaltation verhandeln. Ich ſagte, wir Beide ſeien bis zu dieſem Augenblick die einzigen Menſchen, die den Brandſtifter kennen, und ich füge hinzu, daß es in erſter Linie von Ihnen abhängen wird, ob wir auch die Einzigen bleiben.“

Direktor Rüſtow ſtützte ſich auf den Schreibtisch. Obwohl er ſeine ganze Willenſtraft zuſammennahm, konnte er doch nicht verhindern, daß ſein Körper wie im Fieber erzitterte.

„Aber was Sie da reden, iſt ja Wahnsinn,“ brachte er mit Anſtrengung hervor. „Die ganze Welt weiß, daß Ebbinghaus das Feuer angelegt hat. Die Zeugniſſe für ſeine Schuld liegen offen zu Tage. Niemand würde Ihnen Glauben ſchenken, wenn Sie ſich's einfallen ließen, einen — einen Anderen zu verdächtigen.“

„Und wenn ich Beweiſe hätte — klare, unanfechtbare Beweiſe? Wenn ich im Stande wäre, die ganze Indizienkette Glied für Glied zuſammenzufügen — von den Briefen und Zetteln, die Sie unvorſichtiger Weiſe an Ihren Komplizen Hilpert geſchrieben und die er in übelangebrachter Ordnungsliebe ſo ſorgfältig aufbewahrte, daß ich ſie ohne beſondere Mühe aus ſeinen nachgelaſſenen Papieren herausſuchen konnte — bis zu der Flaſche Wein, die an dem armen Lindemann ſo trefflich ihre Schuldigkeit gethan — wenn ich —“

Die hohe Geſtalt des Direktors knickte plötzlich zuſammen wie unter einem fürchtbaren Fauſtſchlage. Zu jäh und unerwartet brach das Verhängniß über ihn herein, als daß ihm noch Geiſtesgegenwart genug geblieben wäre, zu irgend welchen ſchaufpielerischen Künſten ſeine Zuflucht zu nehmen. Mit flehender Geberde ſtreckte er beide Hände gegen ſeinen unbarmherzigen Peiniger aus.

„Schweigen Sie“, flöhnte er, „sprechen Sie nicht weiter! — Sie sehen ja, daß ich — daß ich nichts mehr bestreite. — O mein Gott — mein Gott! Es war also doch Alles umsonst.“

Er ließ sich in den Sessel fallen und drückte die Hände vor das Gesicht. Mit einem verächtlichen Blick betrachtete Herbert Volkmar seine in ihrer hilflosen Gebrochenheit so kläglich erscheinende Gestalt. Aber er sagte kein Wort. Dieser Mann da vor ihm mußte alle Qualen der Todesangst aufgelöst haben, ehe er sich seiner als eines willenlosen Werkzeuges seiner Pläne völlig sicher fühlen durfte. Und er verharrte darum auch noch in seinem wohlberechneten Schweigen, als Jener sich mit klangloser Stimme, in unzusammenhängenden, abgerissenen Worten zu rechtfertigen begann.

„Ich konnte ja nicht anders — es war der letzte Weg zur Rettung. — Hilberts plötzlicher Tod hatte mit einem Schlage Alles über mich zusammenbrechen lassen. — Die Bücher mußten für immer verschwinden, und es gab nur diese eine Möglichkeit, sie zu vernichten. — Daß auch dies Entsetzliche geschehen — daß es einem unglücklichen Menschen das Leben kosten würde — wie hätte ich es ahnen sollen! — Ich wußte, daß Lindemann einschlafen würde, wenn er den Wein getrunken hatte — das Feuer durfte ja nicht zu früh entdeckt werden — aber daß es so kommen könnte — nein, beim allmächtigen Gott — das vermuthete ich nicht. Und woher“ — er wandte dem Rechtsanwalt zum ersten Mal wieder sein verstörtes Antlitz zu — „woher, wenn Sie nicht mit übernatürlichen Mächten im Bunde sind, konnten Sie dies Alles erfahren?“

„Da ich von vornherein mit mir darüber im Reinen war, daß nur Sie der Brandstifter sein konnten, war es nicht allzu schwer. Und ich will nicht leugnen, daß mir auch der Zufall hier und da ein wenig zu Hilfe gekommen ist. Das alte Fräulein Hilpert ahnte nicht entfernt, einen wie schlechten Dienst sie dem Andenken des verstorbenen Bruders erwies, als sie mir gestattete, seinen Nachlaß an Briefen und Papieren durchzusehen. Die Wittwe Lindemann aber, die nicht müde wird, aller Welt Großmuth und Herzengüte zu preisen, hatte sicherlich noch viel weniger die Absicht, Ihnen zu schaden, als sie mir von der Flasche Wein erzählte, die dem armen Teufel so verhängnißvoll geworden war.“

„Daß er es auch diesem schwaghastigen Weibe sagen mußte. Wenn er bei seiner Vernehmung nichts verrieth, warum konnte er nicht auch gegen sie darüber schweigen!“

„Na, sie war doch immerhin seine Frau. Und er hat ihr außerdem auf die Seele gebunden, es nicht weiter zu erzählen. Da er überzeugt war, daß Sie ihm den Wein wirklich nur aus allgemeiner Menschenliebe gegeben hatten, um ihn durch die innerliche Erwärmung gegen die Kälte der eisigen Sturmnacht zu schützen, so war er noch auf dem Sterbebette in all' seinen furchtbaren Schmerzen darauf bedacht, Sie durch sein Schweigen vor Unannehmlichkeiten zu bewahren. Ein guter Kerl, dem Sie ein Grabdenkmal aus Marmor setzen mußten, wenn Sie sich dadurch nicht etwas verdächtig machten. Das Weib aber sollten Sie allerdings sobald als möglich aus dieser Gegend fortjagen. Sie wird Sie sonst mit ihren Lobpreisungen unfehlbar auf die Anklagebank bringen.“

„Ach, was liegt jetzt noch daran. Haben Sie mich denn nicht bereits in Ihren Händen?“

„Man könnte es wohl so nennen. Aber ich betrachte das, was ich da erfahren habe, vorläufig noch als ein Verurtheilungsgelächter, das ich nicht unter allen Umständen preisgeben brauche. Wenn Sie mir gestatten wollen, auf den Anfang meiner Unterredung zurückzukommen.“

„Die Hand meiner Nichte also wäre der Preis für Ihr Schweigen?“

„Ich liebe Fräulein Hilbe, und es kann mir unmöglich erwünscht sein, einen ihrer nächsten Verwandten im Zuchthause zu wissen — vorausgesetzt natürlich, daß sie meine Gattin wird. Im andern Fall hätte ich selbstverständlich kein Interesse daran, es zu verhindern.“

Die hagere Gestalt des Direktors sank aufs Neue kraftlos in sich zusammen. Er ließ wohl eine Minute verstreichen, dann sagte er nach einem Seufzer tiefster Entmuthigung:

„So gehen Sie in Gottesnamen hin, mich zu denunziren. Ich kann Ihnen diesen Preis nicht bezahlen, denn ich habe nicht die Macht, Hilbe zu zwingen.“

„Wer spricht auch von Zwang! Ich verlange nichts als die feierliche Zusage, daß Sie Alles thun werden, was in Ihren Kräften steht, um meiner Bewerbung Vorschub zu leisten. Ich selbst werde Ihnen die Mittel und Wege bezeichnen, die ich als für diesen Zweck besonders geeignet ansehe. Es ist also durchaus nichts Unbilliges oder gar Unmögliches, was ich Ihnen zumuthe.“

Zweifelnd und angstvoll, als wage er noch nicht an die Aussicht auf Rettung zu glauben, die sich vor ihm aufthat, erhob Rüstow die Augen zu Volkmars unveränderlich ruhigem Gesicht.

„Eine solche Zusage würde Ihnen wirklich genügen?“

„In der Hauptsache — ja! Denn die anderen Bedingungen, die ich etwa noch zu stellen hätte, sind daneben kaum der Rede werth.“

„Wollen Sie die Güte haben, sie mir zu nennen?“

„Warum nicht! — Angesichts meiner bevorstehenden Verlobung mit Fräulein Hilbe habe ich das Bedürfnis, einige ältere Verbindlichkeiten und Verpflichtungen sobald als möglich zu lösen. Dazu brauche ich eine Summe, die sich nach oberflächlicher Schätzung auf die Kleinigkeit von achtzehn- oder zwanzigtausend Mark belaufen dürfte. Dies Geld müßte ich allerdings bereits in diesen Tagen haben.“

„Aber ich kann es Ihnen nicht geben. Ich selbst befinde mich in der äußersten Bedrängniß, und es wird mir von Monat zu Monat schwerer, meine ungedulbigen Gläubiger hinzuhalten.“

„Damit erzählen Sie mir keine Neuigkeit, Herr Direktor! Und es ist auch nicht Ihre Kasse, auf die ich gerechnet habe. Sie sollen nur mit mir zu einem Geldmanne fahren, der mir schon früher gelegentlich aus kleinen Verlegenheiten geholfen hat, und sollen ihm bestätigen, daß meine Verlobung mit Fräulein Hilbe Warring so gut wie perfekt sei. Wenn Sie sich außerdem noch durch Ihre Wechselunterschrift für mich verbürgen, wird der Mann sich nicht bedenken, mir die Summe vorzuschießen.“

„Und wenn — wenn es uns nicht gelingt, Hilbens Einwilligung zu erhalten?“

„Ach, warum sollte es uns nicht gelingen! Man muß ein wenig auch auf seinen guten Stern vertrauen! — Sind wir also einig?“

„Giebt es für mich denn überhaupt noch eine andere Möglichkeit als die, mich Ihnen auf Gnade oder Ungnade zu überliefern? Was aber gedenken Sie nun weiter zu thun? Natürlich werden Sie Ihr Mandat niederlegen. Und wenn dann ein anderer Verteidiger dieselben Entdeckungen macht wie Sie?“

„Dann wären Sie vermuthlich sehr viel übler daran als jetzt. Deshalb möchte ich es doch vorziehen, mein Mandat zu behalten.“

(Fortsetzung folgt.)

Cowes in der Regattazeit.

II.

Wie man sich in Cowes die Zeit vertreibt, ist eine kurze Frage, aber die Antwort läßt sich nicht in zwei Zeilen geben. Wenn ich mir die Sache überlege, liegen wir Alle dem unruhigsten geschäftigsten Müßiggange ob. Die aufregende und aufreibende Hast der eigenthümlichen Mischung von Arbeit und Vergnügen, die den Rahmen der englischen Saison füllt, steckt uns noch Allen in den Gliedern und zittert in unsern Nerven nach, obgleich die allermeisten von uns hier schlechthin nichts thun und nichts zu thun haben. Morgens beim Erwachen haben wir die Empfindung, als ob wir noch ein paar Stunden Schlaf nachzuholen hätten. Wir würden in der Hauptstadt uns ausgerubt fühlen, aber hier haben wir gestern den langen Tag in heißem Sonnenschein und Seebriese im Freien verbracht und bis in die späten Abendstunden auf Balcon oder Veranda gesessen. Indessen, Schlaf genug oder nicht genug, die Stunde des Aufstehens ist gekommen. Rasiren, Bad und Anzug wird nach der Vorschrift: Eile mit Weile! erledigt, und wir erscheinen vorchriftsmäßig gegen neun Uhr zum Frühstück. Die Post und einige Lokaltblätter sind eingelassen. Londoner Zeitungen treffen erst gegen zehn Uhr ein. Man frühstückt, blickt in seine Briefe und in das Rennprogramm, stellt fest, daß die Lage Europas nicht bedrohlicher ist, als in der letzten Zeit, führt eine abgebrochene Unterhaltung mit seinen Nachbarn und blickt durch das weit geöffnete Fenster über die Marine-Parade hinweg auf das hellblau im Sonnenschein glitzernde Meer, in den Mastenwald der Yachtflotte und darüber hinweg auf den blauen Himmel, der sich über das fröhliche Sommerbild ausspannt.

Ein dröhnender Kanonenschuß von der Batterie vor dem ephemertranken Festungsbau, in dem die Royal Yacht Squadron ihren Sitz hat, weckt uns aus der sinnenden Betrachtung: Das ist der Signalschuß für den Start, den Aufbruch zum ersten Yachtrennen des heutigen Tages. Wir greifen zu Marineglas und Mütze, fangen im Hausgange rechtzeitig die heutige Times ab und eilen hinaus auf die „Parade“, den freien Platz am Meere, wo sich heute der Besucher auf eine Balustrade stützen kann, die eine Ertrungenschaft der neuesten Zeit ist. Von allen Seiten strömen Männlein und Weiblein in blauer und weißer Tracht herbei, um den Beginn des Rennens zu beobachten, wie Kutter, Jollen und Schuner mit einem mächtigen Aufwand hochragender weißer Segel leicht und anmuthig außerhalb des Ankergrundes der Yachtflotte über das blaue Meer dahingleiten. Hinter mir beginnt eine Schaar phantastisch als Neger bemalter und aufgepusteter Straßensänger das Banjo zu zupfen und rüftet sich, ein Frühkonzert zu geben. Gerade erwäge ich innerlich die Frage, ob ich ostwärts oder westwärts entrinne und jenseits des Klubhauses, wo sich am Fuße einer steil abfallenden grünen Rasenmatte der Badestrand von Cowes ausdehnt und vergnügte Kinder hochgeschürzt im Wasser plätschern, in beschaulicher Ruhe die Zeitung studiren soll, da legt sich eine Hand auf meine Schulter, ein gutes, sonnegebräuntes, blondbärtiges und blauäugiges englisches Gesicht blickt mich überrascht und erfreut an und eine bekannte Stimme ruft: Ist es möglich, alter Schiffsgenosse, nach langen Jahren sehen wir uns wieder hier in Cowes? Wir schütteln einander eine ganze Weile die Männerfaust und tauschen die befriedigende Versicherung aus, daß der Zahn der Zeit uns schonend behandelt hat. Dann aber heißt es: Und nun gleich mit an Bord der Softwing. Hier vor uns liegt die Dampfpinnasse. Die beiden Damen kommen auch an Bord.

Eine Viertelstunde später saßen wir auf dem Deck der Nacht in große bequeme Korbstühle hingestreckt, jung und alt, Frauen, Mädchen und Mannervolk, eine ganze Gesellschaft. Die großen Cigarren der Neuzeit und die großen Gläser mit Whisky und Apollinaris — nein, seien wir genau, mit Whisky und Krontaler Wasser, das hier jetzt einen Siegeszug macht — fehlten nicht und wir sprachen von Cowes und von Yachtsport, von alter Zeit und neuen Tagen. Es war nicht mehr die alte Softwing, in der wir einst misammen gesegelt, sondern eine neue verbesserte und vergrößerte Ausgabe, die der Besitzer — wir wollen ihn Herbert Sinbad Esquire nennen — nach eigenem Plane gebaut hatte, ein stattlicher Schoner von 50 Tonnen, blitzsauber wie ein Kriegsschiff, elegant wie ein Schmuckkästchen und geräumig und bequem, um eine nützige Familie und ein paar gute Freunde behaglich unterzubringen, und Herbert Sinbad hatte sein Examen

als Kapitän der Handelsmarine gemacht, war Offizier in der Flottenreserve geworden, segelte seine Yacht selbst und hatte unseren weiland Kapitän Bennin, der mittlerweile stark ergraut war, nur als Ersthelfer mit, um nicht zu sehr gebunden zu sein. Leider — jagte ein alter Yachtsmann, der meinem Freunde bei seiner Erzählung zugehört hatte — nehmen es heutzutage nicht viele mit dem edlen Sport so ehrlich. Vor dreißig, vierzig Jahren lagen hier vielleicht nur fünfzig Yachten. Dampfschiffe waren unbekannt, aber Alles segelte, auch die für lange Fahrt gebauten Boote. Heute liegen vierhundert Fahrzeuge hier, allein abgesehen von den eigentlichen Rennmaschinen, bleibt jeder vor Anker, um nicht seinen Platz einzubüßen. Es mag heute in England insgesammt über zweitausend Yachten geben, die wohl an zehntausend Seeleute jedenfalls mehrere Monate des Jahres in Nahrung setzen. Für die Meisten jedoch ist die Sache kein Sport, sondern ein Modezeitvertreib, für Viele nichts als schöne Reklame. Eine ganze Menge stattlicher Schiffe liegen hier in der Yachtflotte, die nur der Reklame ehrgeiziger Exportkömmlinge dienen. Die Besizer können das Vordertheil ihres Schiffes kaum vom Hintertheil unterscheiden, haben eine Heidenangst vor dem Wasser, müssen aber eine Yacht besitzen, um damit zu prahlen oder in der Zeitung genannt zu werden.“ „Oh, nicht doch — wandte Herbert Sinbad ein — vergessen Sie nicht über den großen Dampfproben die jährlich zunehmende große Zahl der kleinen Yachten von 5—20 Tonnen, mit denen der Eigentümer selbst segeln muß, harte Arbeit, wenig Bequemlichkeit hat und keine Verbiegung der kleinen Eitelkeit genießt. Das ist doch der beste und wahre Sport.“ Allein der Alte knurrte weiter: „Auch gesellschaftlich geht es mit dem Yachtsport abwärts. Ehemalig gab es eine ganze Reihe Häuser, die hier offenes Haus hielten. Erinnern Sie sich an die Bälle der Yachtsquadron, an die Gartengesellschaften hüben und drüben, besonders auch in Eaglehurst beim Fürsten, damals Grafen Batthyany-Sirattmann. Was ist heute von alledem übrig? Offenes Haus hält neben Lord Colville und Mrs. Oltipant nur noch Ihr Landsmann Baron Eckhardtstein, der heute das Haus einnimmt, in dem früher bei Anwesenheit des Kaisers die deutsche Botschaft ihr Quartier hatte. Von Bällen sonst keine Rede, denn der kleine Hausball der Misses Gust ist doch kaum zu erwähnen.“

Die heranwachsende lustige Hausdöchter mit den bligenden Augen fand die Jeremiade des alten Sportsmans nicht sehr unterhaltend. Sie wandte sich auf einmal mit der Frage an mich: „Sind Sie der Herr, der auf der alten Softwing die Matrosen erzärt hat?“ So stehen die Streiche junger muthwilliger Ausgelassenheit spät aus der Nacht der Vergessenheit gegen uns auf! Ich konnte es nicht leugnen. Das war während des russisch-türkischen Krieges. Gerade um die Zeit, wo man viel von einem drohenden Kriege zwischen England und Rußland redete, war ich in Dover an Bord gegangen, voll von den neuesten Nachrichten und Gerüchten, und während der nächsten Tage, als wir an der französischen Küste kreuzten, war viel von den Möglichkeiten der nächsten Zukunft die Rede. Herbert Sinbad, der einer ehemaligen Quäkerfamilie entstammte und mit der Milch der Friedensliebe und der Abneigung gegen Hutvergießen gesäugt worden war, vernahm diese Unterhaltung mit sichtlichem Unbehagen. Um so schwärzer malten wir Andern, ein gemeinschaftlicher Freund von der grünen Insel, der schon lange in Südkalifornien ein Einsiedlerleben führt, und ich, das Kriegsgespens an die Wand. Wir variierten durch alle Tonarten das Thema, wie bei Kriegsausbruch in patriotischer Aufwallung die Besitzer aller größeren Yachten sich und ihre Fahrzeuge dem Vaterlande für den Torpedo-, Depeschens-, und Nachrichtenendienst zur Verfügung stellen würden und wie auch der Eigentümer des Softwing nicht zurückbleiben könne, dürfe und werde. Er schüttelte mit trüber Miene den Kopf und wurde schweigsam. Drei Tage überschütteten wir unsern Freund mit dem Phrasenschwall des Patriotismus. Zuletzt, als wir in tiefster Windstille bewegungslos lagen, führte er mich an den Gewehrschrank, in dem die Flinten für die Mannschaft standen, schloß auf und meinte, ob ich die Leute nicht für alle Fälle etwas einerezieren wolle. Die Kriegsprobe hatte gesiegt! Ich machte mich unverdrossen an die Arbeit, und bald wurden auf dem Deck des Softwing mit Eifer Griffe gemacht, und meine Kommandostimme klang weit über das stille, spiegelglatte Meer — bis die Windstille aufhörte. Ich glaube, wenn sie länger gedauert hätte, wäre sogar am Geschütz exerziert worden. Seitdem hat Herbert Sinbad die unbedingte Friedensliebe seiner Vorfahren ganz abgestreift. Er ist schon konservatives Parla-

mentsmitglied gewesen, hat einen Zahn auf die Russen, und auf dem Deck des neuen Softwing steht heute statt des alten Sechspfunders ein langer blanker bronzener Hinterlader, mit dem nicht zu spaßen wäre, wenn es doch einmal blutiger Ernst würde.

Allerlei.

Wann strahlt die Sonne die meiste Wärme aus? Diese Frage werden wohl die meisten unserer Leser, insbesondere bei der gegenwärtigen hohen Temperatur, sehr fix beantworten: im Juli und August. Sie werden aber sehr überrascht sein, wenn sie vernehmen, daß diese Fügigkeit mit der Wichtigkeit keineswegs im Einklang steht. Die Atmosphäker Houdaille und Semichou haben nämlich seit einer Reihe von Jahren genauere Untersuchungen über diesen Gegenstand angestellt, und sie haben dabei gefunden, daß die stärkste Wärmeausstrahlung der Sonne im April stattfindet, daß die Strahlung von da an gleichmäßig abnimmt bis zum Dezember, um dann wieder bis zum April zuzunehmen. Im Juli und August strahlt die Sonne kaum stärker als im März. Man wird über diese Untersuchungsresultate nicht mehr erstaunt sein, wenn man bedenkt, daß die Verschiedenheiten der Sonnenwärmestrahlung überhaupt nur ganz unbedeutende sind, viel zu geringe, als daß sie bei der Erwärmung der Erde und der anderen Planeten irgend welche Bedeutung beanspruchen könnten. Die Unterschiede unserer Lufttemperatur im Sommer und im Winter kommen daher, daß im Sommer die Sonne viel längere Zeit hindurch uns leuchtet, und dann auch daher, daß die Sonnenstrahlen im Sommer uns in einer mehr der senkrechten sich nähernden Richtung treffen, im Winter dagegen viel schräger; auf diese Richtung der Bestrahlung kommt es aber für die Erwärmung sehr an. Denjenigen aber, die jetzt unter der Hitze seufzen, bringt es vielleicht einen kleinen Trost, zu denken, daß wir es doch vielleicht noch ein wenig wärmer hätten, wenn das Maximum der Sonnenwärmestrahlung in den August fiel; die Natur hat es also! auch in diesem Punkte nicht an Weisheit und Güte fehlen lassen!

Sonntagsbetrachtung aus Paris. Man schreibt aus Paris: In diesen Tagen der dörenden Hitze liegt das Geschäftsleben der französischen Hauptstadt fast todt darnieder. Wo man hinhört, ertönen Klagen über den gänzlich stotenden Gang der Geschäfte. Die Salons der Modistinnen in der Rue de la Paix und der Rue royale stehen noch pro forma offen, aber selten betritt ein Kunde die Schwelle. Wer hätte jetzt bei der feneqambischen Gluth dieser Augusttage auch Lust, an seine Bekleidung zu denken? Wer es irgend kann, zieht sich in das hinterste seiner Gemächer zurück, giebt dem Dienstmädchen den Befehl, Niemand vorzulassen, und entleibt sich aller Kleidung. Selbst der Bäcker leidet unter der afrikanischen Sonnenausstrahlung und empfindet das Sprichwort: „Das verkauft sich wie warme Semmeln“ als bittere Ironie. Seine besten Abnehmer sind die Fliegen, die hinter dem Schaufenster zu Hunderten auf der süßen Waare sitzen und die angenehme Temperatur preifen, die sogar den kleinen Semmelausträger zu faul macht, um nach der Fliegenwedel zu greifen. Während die Fliegen opulente Mahlzeiten abhalten, will von den Menschen Niemand mehr essen. Aber Jeder will trinken. Von allen Erwerbszweigen blüht nur ein einziger, der des Getränkehandels, und von allen Fragen beherrscht nur eine einzige das Gespräch, die Getränkefrage. Der Ausländer, speziell der Deutsche, der nach Paris kommt, gewinnt schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes den Eindruck, daß es mit den französischen Trinkwaaren dürftig, ja ganz miserabel bestellt ist. Er zieht sich zum Dämmerchoppen in das Café de la Terrasse auf dem Boulevard des Bonnes Nouvelles, läßt sich die „Gazette illustrée de Leipzig“ oder die „Lustigen Blätter“ (falls letztere nicht gerade konfisziert sind) geben und bestellt sich, weil alle Welt um ihn herum es so macht, einen „Pernot au suc“, d. h. also die beste Abinthmarke. Er schlürft das grüne Getränk, das ihm zunächst abschleudlich schmeckt, mit Todesverachtung hinunter und findet allmählich, daß beim Abinthgenuss der Geschmack auf der Zunge nichts, die Wirkung im Gehirn Alles bedeutet. Nichts gleicht auf Erden, entdeckt er, der überraschenden Wirkung der „grünen Mule“, wie Alfred de Musset das geliebte Getränk nannte, an dem er zu Grunde gegangen ist. Unser Deutscher fühlt sich plötzlich wie umgewandelt. Die Strapazen der Reise sind vergessen, das betäubende Getöse der Wagen klingt ihm beinahe harmonisch ins Ohr und je nachdem er nun charaktermäßig beschaffen ist, legt er sich hin und schreibt einen jätlichen Brief an seine Gattin jenseits der Vogesen oder steht auf, drückt sich den Strohhut unternehmend auf die Stirn zurück und zieht auf Abenteuer. Der hinkende Bote kommt aber nach. Bevor unser Freund noch auf der dritten Briefseite angekommen ist oder die ersten Begrüßungsworte mit der kleinen Schauspielerin aus dem Gymnase-Theater ausgetauscht hat, fühlt er etwas wie plötzliche Ermüchtung. Anstatt eines Sättigungsgeföhls, das 1 oder 2 oder mehrere deutliche Seidel guten Bieres hervorbringen, stellt sich die Empfindung nagenden Durstes ein. Qui a bu, boira, sagt sich unser Boulevardbummler und geht zu Müller, 35, Boule-

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto T h i e l e, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

vard Bonnes Nouvelles, wo er beim dritten Glas Münchener Löwenbräu zur Einsicht gelangt, daß die germanischen Trinkspepfunden doch die besten der Welt sind. Er schreibt den Brief nach Hause in gefestigter Stimmung zu Ende und sieht es kühlen Herzens an, daß die in duftige Sommerseide gekleidete Liebhaberin aus dem Gymnase sich an der Seite eines zylinderbehafteten Franzosen niedergelassen hat, der sich eben den zweiten Abinth eingießen läßt. „So lange, denkt er, diese Fremdlinge dieses lächerliche papageienfarbene Getöse trinken und so lange wir unserem Bayern treu bleiben: Lieb Vaterland, magst ruhig sein.“

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Gleichzeitig mit dem Schluß der ergreifenden Familiengeschichte von Marie v. Ebner-Eschenbach „Die arme Kleine“ veröffentlicht die „Gartenlaube“ ein Bild der gefeierten Wiener Dichterin, das sie in ihrem Arbeitszimmer darstellt. Begleitet ist das Bild von einer literarischen Charakteristik der Ebner, in welche Moriz Necker ein lebhaft interessirendes Bild ihres Lebens verwoben hat. In dem Aufsatz tritt zum ersten Male ein Brief Grillparzers aus dem Jahre 1847 an die Oeffentlichkeit, indem er über die poetischen Anfänge der damals noch sehr jugendlichen Schriftstellerin ein sehr günstiges Urtheil fällt. Das allgemeinste Interesse werden die „Marine-Erinnerungen“ von Wilhelm Jordan wecken, in welchen dieser Veteran des deutschen Parlaments in der Bauisikirche auf Grund genauerer Kenntniss den kühnen Versuch schildert, welchen 1848 die deutsche Nationalversammlung unternahm, eine deutsche Flotte zu gründen. Das ungemein reich ausgestattete Heft enthält noch mehrere Aufsätze theils belehrender, theils unterhaltender Natur, deren Gegenstände sämmtlich in weiten Kreisen interessiren werden. Dies gilt vor Allem von dem Aufsatz „Die Verhütung der Herdostität“ von Dr. Otto Dornblüth. Reich illustriert sind die Berichte über die „Puppen- und Trachtenausstellung zu Newwied“ und über das „Schweizerische Landesmuseum in Zürich“. Von frischem Humor belebt ist das Erinnerungsblatt aus dem Leben eines Ingenieurs, „Des Paichas Billardbein“ von Max Euth, in welchem der berühmte Reisende allerhand Abenteuer erzählt, die er in Aegypten erlebte, als er dort den Dampfzug ersah. Dem Aufsatz sind Abbildungen nach Aquarellen Euths beigegeben. Welche große Rolle der Aberglaube noch in der heutigen Verbrecherwelt spielt, schildert der bekannte Kriminalist Hanns Groß an einer Fülle drastischer Beispiele. Von feiner poetischer Stimmung gefügt ist die kleine Novelle von Ernst Clavier „Wieder allein“. Der neue Roman von Marie Bernhard „Schloß Josephshaus“ legt mit stark fesselnden Motiven ein, indem er die einzige Tochter eines reichen Industriellen am Sterbelager ihres einem Raubmord zum Opfer gefallenen Vaters schildert und als Erbin seines vielverzweigten Besitzes.

— Von dem Klubleben in New-York wird viel Nühliches gemeldet. Insbesondere sollen die beiden deutschen Klubs „Der Lieberkrantz“ und „Arion“, zu denen auch Damen Zutritt haben, Mäxler ihrer Art sein. Einen anziehenden Einblick in dieses Klubleben New-Yorks gewährt ein vorrefflicher, von ausgezeichneten Illustrationen begleiteter Aufsatz C. Frank Dewey's in dem soeben erschienenen Heft 25 der „Modernen Kunst“ (Verlag von Rich. Bong, Berlin W. 57, Leipzig, Wien, Stuttgart. Preis 60 Pfg.). Die Bilder der Präsidenten der hervorragenden Klubs sind mitgetheilt. Dem „Lieberkrantz“ präsident Julius Hoffmann, dem „Arion“ Richard Weinacht. Der letztgenannte Klub ist es auch, der den herrlichen Heine-Brunnen, ein Marmorwerk Prof. Herters in Berlin, für New-York angekauft hat. Aus dem reichen und hochinteressanten Inhalt von Heft 25 der „Modernen Kunst“ sei ferner der inhaltreiche Aufsatz über den spanischen Maler Antonio Fabrös von Georg Buß herorgehoben. Der feinsinnige Kunstschritsteller giebt von dem Entwicklungsgange des großen Meisters, der zur Zeit zu den besten Spaniens gehört, ein scharf gezeichnetes, lebenswahres Bild. Zahlreiche Abbildungen nach Werken des Künstlers begleiten den Aufsatz. In ausgezeichneten, als Wandschmuck sehr geeigneten Holzsnitten findet man die meisterlichen Bilder „Lustige Brüder“, „Liebessehnen“ und „Des Sultans Lieblingslied“, alle von A. Fabrös, wiedergegeben. Emil Reichskaus Novelle „Allerlei Menschen“ wird in der Fortsetzung immer spannender. Das Zick-Zack ist wieder reich an interessanten Neuigkeiten und Bildern aus dem Bereich der Bühne, der Kunst, des Sports und der Gesellschaft. Die Jubiläumsschriftlichkeiten in Wien sind in einem illustrierten Aufsatz behandelt. Große Bilder nach A. Nischenbach und W. v. Bodzimoski — von diesem die in Farben meisterlich wiedergegebene „Polnische Bauernhochzeit“ — vervollständigen den wunder-vollen Inhalt des mit feinstem Geschmack ausgestatteten Heftes. Daß der Preis einer solchen Nummer der „Modernen Kunst“ nur 60 Pfg. beträgt, ist nicht genug zu rühnen.